



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Friedrich der Große von Macaulay.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Friedrich der Große von Macaulay.

Halle, Gräber.

Schon mehrmals haben wir bei den deutschen Herausgebern und Uebersetzern Macaulays angefragt, warum sie die Abhandlung über Friedrich den Großen, eine der brillantesten, die aus der Feder des berühmten Geschichtsschreibers hervorgegangen sind, unserm Publicum vorenthalten. — Daß der Brite unsere Nationalhelden anders auffaßt als wir, daß sein Versuch mitunter so ausfieht wie eine Schmähchrift, kann der Grund nicht sein, denn das Bild Friedrichs steht zu fest in unserm Herzen, als daß die Kunst des geistvollsten Schriftstellers es verändern könnte. Macaulay führt keine einzige Thatfache an, die uns unbekannt wäre; er gibt der Geschichte nur eine andere Färbung, und für unser eignes Verständniß kann es nur von Wichtigkeit sein, die wohlbekannte Heldengestalt in einem fremden Licht aufzufassen. Die Hauptsache ist aber, daß Macaulay selbst zu bedeutend ist, als daß wir ein Werk umgehen dürften, welches auf sein Talent und seine Neigungen ein überraschendes Licht wirft. Wir wollen uns zwar hüten, in seinen eignen Fehler zu verfallen und aus dieser einzelnen Abhandlung seinen schriftstellerischen Charakter herzuleiten; aber wenn man wissen will, wie Macaulay concipirt, so gibt uns dazu diese Abhandlung ein reicheres Material, als seine sämtlichen Darstellungen aus der englischen Geschichte. An die letztern geht er mit dem Gefühl und dem Bewußtsein eines Patrioten, dessen Phantasie durch das Nationalgefühl und durch die sittlichen Institutionen seines Landes, die Früchte der englischen Geschichte, in Zaum gehalten wird, dort ist er reiner Artist, und wie wir sehen werden, ist das der Kern seiner Geschichtschreibung.

Die Abhandlung zeichnet sich zunächst durch ein glänzendes Colorit aus, ein Colorit, in dem Macaulay nur einen Nebenbuhler haben dürfte: die Dichterin der *Consuelo*. Es ist sonderbar, wie diese beiden so verschiedenen Geister sich begegnen. Der Friedrich G. Sands und der Friedrich Macaulays sehen sich zum Verwechseln ähnlich, und doch hat kaum der eine auf die andere eingewirkt, denn die beiden Werke erschienen ungefähr gleichzeitig. Was G. Sand dazu bestimmte, aus Friedrich ein Zerrbild zu machen, kann man leicht übersehen. Einmal ist der preussische Held mit seinem Schnupstafel, seinem Krückstock und seinen schmutzigen Stiefeln überhaupt kein Ideal für Frauen; sodann kam es der Dichterin darauf an, die Künstlerin und die Zigeunerin hoch in den Himmel zu erheben und ihr gegenüber die Mächtigen der Erde in den Staub zu treten. Wer übrigens zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird trotz der bitteren Satire für den alten Fritz gegen die wahnsinnigen Phantasten Partei nehmen, die sich in diesem sonderbaren Gemälde zusammendrängen.

Das Bild, welches bis zu einer gewissen Grenze hin vollkommen richtig ist, macht einen viel erfreulichern Eindruck, als der Roman von Luise Mühlbach, der leider Gottes bei einem großen Theil unserer verschrobenen Schöngelister Beifall gefunden hat. G. Sand will Friedrich perfisiren, Luise Mühlbach will ihn vergöttern; während aber die erstere eine Seite wenigstens von ihm richtig zeichnet, ist in dem Bild der letztern alles unwahr und verzerrt; und wenn so ein Ungeheuer, wie sie geschildert, wirklich existirt hätte, so müßte man mehr davor ein Kreuz schlagen, als vor einem Nero oder Heliogabal. Frau Mühlbach hat es mit ihrer Zeichnung gewiß gut gemeint, aber das ist es eben, was uns über die sittliche Grundlage unserer Zeit bedenklich macht, was für wahnwitzige Ideale in den Köpfen unserer Poeten spuken. Das echte Bild Friedrichs lebt im Bewußtsein des gesunden Volks, von den Schriftstellern haben ihn noch am besten die alten naiven geschildert. Ein echter Geschichtschreiber, der das Bild künstlerisch abrundet, ist noch zu erwarten, und dieser wird mit der Begeisterung für einen der größten Helden aller Zeiten die Kraft jenes ironischen Blicks verbinden müssen, den Macaulay zwar gemißbraucht hat, der aber an und für sich nothwendig ist, wenn die Farben nicht verwaschen aussehen sollen.

Fast in keinem seiner Werke zeigt sich Macaulay als ein so glänzender Colorist. Alles lebt und blüht in dieser Schilderung. Mit einem feinen Raffinement, oder vielmehr mit dem sichern Instinct eines an den Genius grenzenden Talents, hat Macaulay alle die kleinen Züge ausgespürt, welche die von ihm beabsichtigte Beleuchtung componiren. Wenn wir die eine schmutzige Fabel ausnehmen, mit der er seine Blätter nicht hätte besudeln sollen, so finden wir keinen einzigen Zug, der in einem classischen Bild des Königs nicht seinen Platz fände, freilich an eine andere Stelle gerückt. Wem ist es unbekannt, daß Friedrich schlechte Verse schrieb? daß er seine gelehrten und geistreichen Hofnarren zugleich die Ueberlegenheit seiner Stellung und seines Witzes fühlen ließ? was von ihm durchaus nicht gemüthlich war. Wem ist es unbekannt, daß in seinen Schlachten sehr viel Menschen umgekommen sind? was man höchlich bedauern muß. Wer hat je daran gezweifelt, daß er mit seinen Ansprüchen auf Schlessien vor einem gewöhnlichen Gerichtshof ganz entschieden zurückgewiesen sein würde? Wem ist es verborgen geblieben, daß die Wissenschaft das Mercantilsystem widerlegt hat? u. s. f. Wie gesagt, wir erfahren aus dieser Abhandlung durchaus nichts Neues, und doch sind die einzelnen Züge so geschickt componirt, daß wir unsern alten Fritz kaum wiedererkennen, und daß wir einmal in die Adleraugen seines Porträts blicken müssen, um uns zu erinnern, von wem die Rede ist. Und dabei können wir uns nicht einmal ärgern; im Gegentheil werden wir so gut unterhalten, daß wir das Buch mit demselben Vergnügen lesen, wie — Consuelo.

Was kann nun einen gebildeten und fein empfindenden Mann wie Macaulay bestimmt haben, ein so wunderliches Buch zu schreiben? Wäre es von einem großdeutschen Politiker, oder von einem Anhänger des stahlischen Christenthums ausgegangen, so würde man sich nicht darüber wundern. Schriften der Art existiren schon in hinlänglicher Zahl, freilich nicht mit dem gleichen Talent geschrieben. Aber Macaulay ist ein Anhänger der Aufklärung; er macht uns Preußen gelegentlich Complimente, die wir nur mit den tiefsten Verbeugungen erwidern können; er nimmt auch nicht Partei für Friedrichs Gegner, er zeichnet Maria Theresia ganz in der Weise G. Sands. Es ist also nicht politisches Interesse, was ihn bei seiner Farbenmischung bestimmt, sondern lediglich artistisches. Die nähere Aufklärung finden wir im folgenden Passus: „Und doch kam selbst die Begeisterung Deutschlands für Friedrich kaum der Begeisterung Englands gleich. Der Geburtstag unseres Verbündeten wurde mit ebenso großem Enthusiasmus gefeiert wie der unser eigenem Souveräns, und in der Nacht waren die Straßen von London glänzend illuminirt. Abbildungen des Helden von Rosbach, mit seinem dreieckigen Hut und seinem langen Zopf, waren in jedem Hause. Ein aufmerksamer Beobachter wird bis heutigen Tages in den Gastzimmern altmodischer Wirthshäuser und in den Mappen der Bilderhändler zwanzig Porträts von Friedrich für eins von Georg II. finden. Die Schildermaler waren allerorten beschäftigt, Admiral Vernon in den König von Preußen umzupinseln. Dieser Enthusiasmus war stark unter frommen Leuten und besonders unter den Methodisten, welche wußten, daß die Franzosen und Oestreicher Papisten waren, und annahmen, daß Friedrich der Josua oder Gideon des Protestantismus sei. Einer von Whitfields Zuhörern trug in sein uns theilweise erhaltenes Tagebuch an dem Tage, an welchem vor dem Tabernakel die Dankagung für die Schlacht von Leuthen verlesen wurde, folgenden höchst spaßhaften Passus ein: „Der Herr erweckte den König von Preußen und seine Soldaten zum Gebet. Sie hielten drei Fasttage, und verbrachten ungefähr eine Stunde mit Beten und Psalmen-singen, ehe sie auf den Feind gingen. O, wie schön ist es, zu beten und zu fechten!“

Dieser in der That höchst spaßhafte Passus hat ihn bestimmt, die entgegengesetzte Seite aufzusuchen. Er hat zunächst das Verhältniß Friedrichs zu Voltaire ins Auge gefaßt, wo diese beiden großen Geister ziemlich klein erscheinen, sich gegenseitig betrügen, selbst verachten und doch nicht von einander lassen können. Er hat an dies die schwülstigen poetischen Experimente Friedrichs geknüpft, die Spielereien mit Nymphen, Najaden, Musen und Grazien in Augenblicken, wo der Held von Pulverdampf geschwärzt sich auf einige Minuten in sein Zelt zurückziehen durfte. Diese poetische Spielerei hat er zum Mittelpunkt seiner Darstellung gemacht.

Oder soll das nicht übertrieben sein? Erzählt er nicht die Schlachten des siebenjährigen Krieges? Analysirt er nicht das militärische Talent seines Helden, das sich im Unglück am glänzendsten bewährt, auf eine meisterhafte Weise? — Er thut es, aber er gruppirt die Thatfachen so, daß die Schlachten des siebenjährigen Krieges als die Nebensache, die Dben dagegen und die Episteln, so wie die ästhetischen Thees zu Sanssouci als die Hauptsache erscheinen. Und damit nicht genug, mitten in seinen Schlachtgemälden geberdet er sich zuweilen, als ob er der College Gellerts in der Professur der Moral zu Leipzig wäre, oder ein Quäker, ein Apostel der Friedensfreunde, ein Elihu Burrit mit dem Delblatt. Der Biograph von Lord Clive verbreitet sich weitläufig über die Moralität der Eroberungen. Alexander von Macedonien, Hannibal, Karl der Franke, Napoleon ic. haben auch an das Elend nicht gedacht, welches ihre Ruhmsucht über die Völker verbreitete; die Geschichte nennt sie groß, aber nach Gellerts Moral kommen sie nicht in den Himmel. Es ist ganz unglaublich, wie weit das geht. Daß Macaulay den ersten schlesischen Krieg verdammt, — von einem Mitglied des Ministeriums, welches die indischen Kriege führte, steht es spaßhaft genug aus, aber wir lassen es uns gefallen, denn die Rechtsfrage ist nicht zu umgehen. Aber mitten im siebenjährigen Kriege fängt er an zu predigen. So und so viel Tausende fallen zu seiner Seite, der entsetzliche Mensch läßt nicht nach! Die Dörfer werden verbrannt, die Städte geplündert, der Kaufmann Gorzkowski verliert sein Vermögen, und der Tiger läßt seine Beute nicht los!! Das Geld ist zu Ende, man findet fast keine Recruten mehr, und diese eiserne Hand packt doch noch immer fest die schlesische Eroberung!!!

In einem Roman würde das alles sich ganz herrlich ausnehmen, bei einem historischen Versuch muß man aber doch einigermaßen den Kopf darüber schütteln. Das sind indeß Nebensachen; denn die Facta werden nicht alterirt, und wie man darüber zu empfinden hat, das möge jeder mit sich selbst ausmachen. Bedenklicher ist indeß ein anderer Theil seiner Methode.

Wir bemerkten vorher, daß er sehr geschickt die Thatfachen gruppirt, die zu seiner Beleuchtung passen. Darin ist er unzweifelhaft in seinem Recht. Aber er läßt zugleich diejenigen Thatfachen aus, die dazu nicht passen, und dagegen müssen wir uns verwahren.

Durch seine ganze Darstellung geht die Idee, Friedrich sei einer der furchtbarsten Tyrannen der Weltgeschichte gewesen. Wenn man denjenigen einen Tyrannen nennt, der seinen Willen durchsetzt, gleich viel was für Hindernisse ihm entgegenstehen, so war Friedrich gewiß ein Tyrann. Die meisten großen Männer sind es. Aber von dem, was man gewöhnlich einen Tyrannen nennt, unterscheiden sich die großen Männer dadurch, daß sie sich selbst ebenso beherrschen wie die andern, daß die Macht ihres Willens einem vernünftigen,

Grenzbotten III. 1857.

consequent festgehaltenen Zweck dient, während ein gewöhnlicher Tyrann von seinen Launen abhängig ist und die Welt von seinen Launen abhängig macht. Freilich ist die Willenskraft eines großen Mannes, die ihm eine Welt unterwirft, auch da vorhanden, wo eine so große Anstrengung nicht nöthig wäre, und so widerfährt es ihm zuweilen, daß er seine Kraft mißbraucht. Aber nach einzelnen Ausnahmefällen darf man ein Bild nicht entwerfen, und man muß vollständig blind sein, um Friedrich einen Willkürherrscher im gewöhnlichen Sinn zu nennen. Wer ihn aber erst aus Macaulay kennen lernen wollte, hält ihn nothgedrungen für einen zweiten Caligula. Macaulay declamirt über die Müller-Arnoldsche Geschichte, die wir gewiß nicht loben wollen; er vergift aber dabei die Mühle von Sanssouci und Aehnliches, was doch auch zur Sache gehört. Ja selbst jene Geschichte zeigt, daß Friedrich eigentlich kein Tyrann war. Sein Eingriff in die Justiz war eine Maßregel der Willkür, aber unter einem Tyrannen würde die Aristokratie es nicht gewagt haben, offen auf die Seite der abgesetzten Magistrate zu treten. Von den entsetzlichen Folgen, die diese Geschichte nach Macaulay für das ganze Rechtssystem des Landes gehabt haben soll, ist uns übrigens nichts bekannt; es ist eine bloße Phantasie. Einen König einen Tyrannen zu schelten, der nicht bloß während des Krieges, sondern in 23 darauf folgenden Friedensjahren vom gesammten Volk angebetet wurde, — das ist auch aus artistischen Gründen nicht hinreichend motivirt.

Damit hängt der zweite Vorwurf der Gemüthlosigkeit zusammen. Ein weiches Gemüth war Friedrich wirklich nicht; ein großer Mann ist es selten. Aus seinen poetischen Stilübungen darf man seinen Charakter nicht herleiten. Friedrich war strenge, unerbittlich, mitunter selbst hart. Ein anderer Mann hätte den preussischen Staat nicht gegründet. Freilich machte es ihm auch zuweilen Vergnügen, seine Umgebungen, namentlich wenn er sie nicht achtete, zu necken und zu ärgern, und es war nicht ganz sicher, dem König mit gleicher Münze zu vergelten. Aber abgesehen von einzelnen Ausnahmen, wo er wirklich und ernsthaft achtete, ist denn in der humoristischen Art und Weise, wie er mit seinem Heer und seinem Volk verkehrte, keine Gemüthlichkeit, namentlich da er es nicht bei Worten bewenden ließ, sondern ernstlich und durchgreifend half, wo er helfen konnte? Außer der Geschichte mit Voltaire gibt auch Macaulay keine einzige Thatsache für seine Gemüthlosigkeit an; aber er wiederholt die Behauptung so häufig und so geschickt, daß man zuletzt irre wird und glaubt, er habe wirklich die haarsträubendsten Beweise geliefert. — Von der Frage, die Macaulay aus Friedrich Wilhelm I. gemacht hat, wollen wir gar nicht reden. Was er erzählt, ist meistens richtig, wenn auch in der Form übertrieben; aber er vergift ganz und gar, daß die Geschichte in einer Zeit spielt, deren Sitten von den unsrigen himmelweit abweichen. In Deutsch-

Tabl. III. 11104.10710

land hatte damals der Stod noch nicht jene symbolische Bedeutung, die er heute hat, und daß Friedrich Wilhelm I., wenn man den Kern seines Lebens betrachtet, nicht jener aus einem Irrenhaus ausgebrochene Rasende war, wie er ihn schildert, davon hätten ihn die schönen Worte seines Sohnes überführen können.

Als Künstler, als geistvoller und witziger Schriftsteller steht Macaulay in dieser Abhandlung sehr hoch; aber die Gewalt, welche die Einbildungskraft über sein historisches Gewissen ausübt, wäre ein bedenkliches Zeichen für seinen Beruf, wenn es nicht durch andere große Leistungen widerlegt würde. In seiner englischen Geschichte und in den dazu gehörigen Versuchen hat ihn seine Vaterlandsliebe und der gesunde praktische Sinn, der die concreten Verhältnisse, in denen er lebt, in ihrem Zusammenhang zu verfolgen versteht, vor den Ueberschreitungen seines Witzes und seiner Phantasie bewahrt. Wo ihm aber diese Handhabe fehlte, darf man ihm nicht unbedingt vertrauen, und weil auch diese Einsicht, wenn auch nur negativ, das Verständniß eines bedeutenden Schriftstellers fördert, ist die Herausgabe der vorliegenden Abhandlung mit Dank aufzunehmen. J. C.

Skizzen aus der Moldau.

1.

Zigeuner, Freibauern, Beamte.

Die unterste Stufe der Bevölkerung in der Moldau bilden die Zigeuner, die man hier fast allgemein als Landplage ansieht. Dieser merkwürdige Menschenstamm zerfällt in drei leicht zu unterscheidende Classen. Die erste, unter dem Namen Lajeschi oder Tschetaschi bekannt oder vielmehr berüchtigt, ist die zahlreichste und verdient vor den beiden andern die Bezeichnung einer Landplage; etwas Roheres ist in Europa kaum mehr zu finden, und es werden mehre Menschenalter vergehen, ehe da ein Civilisationsversuch wirksam werden kann. Es ist schmerzlich, ein Verdammungsurtheil über einen ganzen Stamm fällen zu müssen, aber niemand wird uns widersprechen, wenn wir behaupten: alle Zigeuner dieser Classe seien Diebe, manche sogar bei Gelegenheit auch Mörder. Es mag einzelne Ausnahmen geben — uns ist keine zu Ohren gekommen. Zur Feldarbeit sind sie weder durch Güte, noch durch Strenge zu bewegen. In Lumpen gehüllt, oft ganz nackt, sitzen die dunkelbraunen Gestalten im Sommer unter Zelten, im Winter in Erdhütten; höchst selten findet man ein einzelnes Zelt, eine einzelne Erdhütte, immer scharen sich mehre Familien zusammen, und die kreischenden Weiberstimmen verkünden